

Michel Reimon

Festung West – Die neue Apartheid und der stille Krieg an unseren Grenzen

## [1] Die große Wanderung

„Europa macht dicht“ titelte der Spiegel im Herbst 2002, als bei der EU-Konferenz in Sevilla die Einwanderung Hauptthema der Verhandlungen war. Doch härteren Kontrollen und strengeren Asylgesetzen zum Trotz drängen Jahr für Jahr mehr Flüchtlinge in den Westen. Europa möchte dicht machen, aber die Armen dieser Welt spielen nicht mit.

### Die nackten Zahlen

Es ist eine Völkerwanderung: Der Bericht „Flüchtlinge in Zahlen 2003“ des UNHCR, des Flüchtlingshochkommissariat der UNO, rechnet in Millionen. Knapp über eine Million Asylwerber gibt es weltweit. 10,4 Millionen ins Ausland geflüchtete Menschen. 5,8 Millionen, die innerhalb ihres Heimatlandes als Flüchtlinge leben.

Flüchtlinge gibt es auf allen Kontinenten. Der Iran und Pakistan haben die meisten Menschen aufgenommen, jeweils deutlich über eine Million, vorwiegend aus Afghanistan. Deutschland liegt mit 980.000 Flüchtlingen auf Platz drei der Statistik, es folgen Tanzania (ca. 700.000) und die USA (ca. 500.000). In ganz Afrika und vielen Ländern Asiens gibt es große Flüchtlingspopulationen, die seit Jahren, in manchen Fällen seit Jahrzehnten, in Lagern und provisorischen Unterkünften leben. Das UNHCR ist in Asien für mehr als 10 Millionen Menschen zuständig, in Afrika für bald 5 Millionen. In internationalen Medien ist von diesen Menschen nur selten die Rede. Die Augen sind auf jene gerichtet, die sich auf die Reise in den Westen machen, denn deren Zahl wächst Jahr für Jahr.

Statistiken, die alle Asylanträge einrechnen, zeigen diesen Trend allerdings noch nicht. Deutschland etwa verzeichnet im letzten Jahrzehnt eine deutlich sinkende Zahl an Asylwerbern, von 438.000 im Jahr 1992 auf unter 90.000 im Jahr 2001. Denn Anfang der Neunziger kamen die meisten Flüchtlinge aus Europa, aus den Staaten des zerfallenden Jugoslawien, und Deutschland war ihr bevorzugtes Fluchtziel. Es nahm 1992 zwei Drittel aller Flüchtlinge in der Europäischen Union auf. Von diesem hohen Niveau sanken die Zahlen bis 2000, seit damals steigen sie wieder. Nun kommen die meisten Flüchtlinge von außerhalb Europas, aus dem Irak, der Türkei, Afghanistan und Tschetschenien.

In anderen Ländern, die während der Balkan-Kriege weniger Flüchtlinge aufnahmen, schlägt sich das nun deutlicher in der Statistik nieder. Ende der Neunziger etwa stieg die Zahl der Asylwerber in Italien von 1.700 auf 33.000, in der Schweiz von 24.000 auf 46.000, in Frankreich von 21.000 auf 47.000, in Großbritannien von 41.000 auf 91.000. Die britische Insel entwickelt sich zum beliebtesten Asylland, im Jahr 2001 überholte das Königreich Deutschland und die USA, im Jahr darauf lag es mit 110.000 Asylbewerbungen bereits unangefochten auf Platz 1. (USA: 81.000, Deutschland: 71.000). Experten führen das auf zwei Gründe zurück: Die englische Sprache und einen bereits großen Bevölkerungsanteil aus den Fluchtgebieten in Asien und Afrika.

Ein weiteres Hauptziel ist derzeit Österreich: 1992, am Höhepunkt des Krieges in Bosnien-Herzegowina, wurden in der Alpenrepublik 16.000 Asylanträge gestellt. In den Jahren darauf waren stets 5.000 bis 7.000, doch seit 1998 steigen die Anträge dramatisch an, bis auf 37.000 im Jahr 2002. Das ist mehr als im riesigen Kanada und rund halb so viel wie in den USA oder Deutschland:

Aufnahmeland	Asylanträge 2002	Einwohner in Millionen
Großbritannien	110.700	58,8
USA	81.100	278,4
Deutschland	71.100	82,2
Frankreich	50.800	59,1
Österreich	37.100	8,2
Kanada	33.400	31,1
Schweden	33.000	8,9
Schweiz	26.200	7,4

In Summe hat die Länder des Westens im letzten Jahrzehnt ein Strom von mehreren Millionen Menschen erreicht, wie folgende Tabelle mit einigen ausgewählten Staaten zeigt.

Aufnahmeland	Flüchtlinge gesamt von 1992-2001	Flüchtlinge pro 1000 Einwohner
Schweiz	234.000	33
Schweden	229.000	26
Deutschland	1.597.000	19
Österreich	128.000	16
Großbritannien	573.000	10
Frankreich	280.000	4,8

Australien	89.000	4,7
USA	1.259.000	4,5

Es gibt noch jede Menge Statistiken zu diesem Thema und die eine oder andere wird auch später in diesem Buch Verwendung finden. Aber was sagen uns all diese Zahlen wirklich? Die wirklich interessanten Fragen lassen sich schlecht in Zahlen ausdrücken: Was sind das für Menschen, die da zu uns kommen? Warum? Wie? Und was geschieht mit ihnen, wenn sie die Grenzen überquert haben? Haben wir ein Flüchtlingsproblem? Wie gehen wir damit um? Und, letztlich: Gibt es eine Lösung?

Wir wollen Antworten auf diese Fragen suchen. Aber nicht in Papieren und Tabellen, sondern dort, wo alles beginnt...

## Eine fremde Welt

Peshawar, Pakistan, Northwestern Frontier Province, hart an der Grenze zu Afghanistan, im Frühsommer 2002. Der Luftkrieg der Vereinigten Staaten gegen die Taliban ist vorbei, die Nordallianz hat das Land am Hindukush so halbwegs unter Kontrolle gebracht – und wie wenig das wert ist, ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht absehbar.

Ich komme spät nachts am Busbahnhof der Stadt an und lasse mich mit einer Motorrikscha ins Hotel fahren. Ein paar Hunde streunen und kläffen uns an, aber sonst liegen die Straßen leer und verlassen da, weder Sicherheitskräfte noch Obdachlose sind zu sehen. Die Luft ist angenehm kühl. Ich habe mich in einer unbekanntenen Stadt schon fremder gefühlt.

Bis zum nächsten Tag. Als ich Stunden später das Hotel wieder verlasse, hat sich die Stadt verändert. Es ist heiß, es stinkt nach Benzin und der Lärm der Zwei-Takt-Motoren der Rikschas übertönt alles andere. Vor der Hoteltüre haben Händler ihre Waren auf Tüchern ausgebreitet und hocken daneben am Boden. Einer verkauft Fladenbrot, einer Rosinen, ein dritter bietet Teller und Töpfe aus Blech feil und preist sie gerade einem Kunden an, einem Mann mit grauem Bart und grauem Turban. Hinter dem Kunden stehen drei Kinder und eine Frau, vom Kopf bis zu den Zehen in Blau gehüllt, das Gesicht hinter einem Gitter aus dicken Fäden verborgen. Die Kinder starren mich an, ich lächle zurück und blicke mich um.

Dutzende, wenn nicht Hunderte, Männer mit Bärten und Turbanen stehen in Geschäften, sitzen in Straßencafés oder hängen in Trauben an den vorbeifahrenden Bussen. Und alle starren mich an. Jetzt fühle ich mich fremd. Leute, die *so* aussehen, verbinde ich mit Krieg, Gefahr und Tod, seit den Achtzigern konditioniert durch Zeitungen und Fernsehnachrichten. Im letzten halben Jahr seit dem 11. September hat man in den Medien ja kaum noch etwas

anderes gesehen. Aber: mit Leuten, die so wie ich aussehen, verbindet man hier offensichtlich auch nichts Angenehmes. Es ist nicht gerade so, dass mir eine Welle der Herzlichkeit entgegenschwappen würde... Alle Menschen haben Vorurteile, man sollte sich da nichts vormachen. Ich habe meine und sie haben ihre. Irgendwie ist man immer geprägt, ob man nun will oder nicht.

Ich setze mich in Bewegung, gehe die Hauptstraße entlang. Ein Händler grüßt mich freundlich, ich nicke und sage „Hello!“

Er fragt: „You CIA?“

„No“, antworte ich (als ob ein echter Geheimagent hier und jetzt Ja gesagt hätte).

Ich streune durch die Straßen, dann durch den Bazar und falle dabei auf wie ein bunter Hund. Die Menschen sind distanziert, aber nicht wirklich unfreundlich. Ganz langsam entspanne ich mich.

Ich kaufe Kleinigkeiten und stelle Fragen. Jeder kennt Flüchtlinge, und jeder kennt solche, die von hier nach Europa wollen. „Alle, die draußen in den Lagern wohnen, wollen nach Europa“, sagt einer der Händler. Mehr will er nicht sagen und er will mich auch mit keinem Flüchtling zusammenbringen, damit ich ein Interview machen kann. „Das ist kompliziert“, sagt er. „Die Leute sind in den Lagern schwer zu finden und du kannst nicht hingehen.“

Mehr als zwei Millionen Afghanen, die meisten von ihnen vom Volk der Paschtunen, leben in den Flüchtlingslagern rund um Peshawar. Die ersten kamen schon vor zwei Jahrzehnten, als die Sowjets ihre Heimat unterwerfen wollten. Zeit genug, eine neue Existenz aufzubauen, und so sind die Lager inzwischen zu einem dichten Gürtel von Dörfern rund geworden, zu einer Stadt um die Stadt. Busse pendeln die Hauptstraßen entlang und verbinden das Zentrum Peshawars mit den Lagern. Doch die sind gefährlich für Fremde, und derzeit wohl vor allem für neugierige Menschen aus dem Westen. Ich brauche jemanden, der mir hilft.

Im Laufe des Nachmittags sprechen mich mehrere junge Männer an und bieten mir ihre Dienste als Guides an. Sie würden mich überall hinführen, sagen sie. Auch in die Flüchtlingslager? Einige sagen, das sei ein Problem und wenn ich viele Fragen stellen würde, erst recht. Andere sagen, das sei überhaupt kein Problem. Ich habe bei beiden Gruppen kein gutes Gefühl. Die Männer lassen sich meist nur schwer abschütteln. Sie sind arm und haben nichts zu verkaufen als ihre Ortskenntnisse. Aber ich kann ihnen ja schlecht aus Mitleid vertrauen. Also beschließe ich, das alles noch mal zu überschlafen.

Abends setze ich mich in ein Teehaus, etwas müde, misstrauisch und planlos. Ein alter Mann spricht mich an. „Entschuldigen Sie, Sir, mein Name ist Qazi Rhaman. Ich habe mich gefragt, ob Sie einen Fremdenführer brauchen?“

Nicht schon wieder. Ich schüttle den Kopf.

„Dann entschuldigen Sie die Störung“, sagt der Alte und geht. Er humpelt etwas. Ich blicke ihm einige Sekunden nach und wundere mich, dass er so leicht aufgegeben hat. Er wollte mir nicht um jeden Preis seine Dienste verkaufen. Ich laufe ihm nach.

„Entschuldigung, Sir, würden Sie einen Tee mit mir trinken?“ frage ich ihn.

Er blickt auf die Uhr und nickt. „In fünf Minuten ist das Gebet. Danach komme ich ins Teehaus.“

## Die Lager

Qazi Rhaman ist zweiundsiebzig Jahre alt, trägt eine dicke Hornbrille und ist ein auf Anhieb sympathischer Mensch. Er trinkt vier Tassen Tee auf meine Kosten und hört sich meine Wünsche an. Mehrmals fragt er, warum ich Flüchtlinge suche, die nach Europa wollen, mehrmals antworte ich, dass ich ein Buch darüber schreiben will. Er tut so, als würde er das nicht verstehen, aber vermutlich glaubt er mir einfach nicht. Schließlich fragt er: „Sir, sind Sie vom CIA?“ Ich schüttle den Kopf.

„Aber die Leute werden glauben, dass Sie ein Spion sind. Und dass Sie Terroristen suchen, die nach Europa wollen.“

„Heißt das, dass wir nicht in die Lager können? Ist es zu gefährlich?“ frage ich.

Qazi Rhaman bestellt noch eine Tasse Tee. „Vor zwei Monaten war ich mit einem Kollegen von Ihnen in Tora Bora, Sir, als die Amerikaner alles bombardiert haben und Osama geflohen ist. Gott möge ihn schützen. *Das* war gefährlich. Die Lager sind halb so schlimm. Ich werde auf Euch aufpassen.“

Da bin ich aber beruhigt...

Am nächsten Morgen holt mich Qazi Rhaman von meinem Hotel ab. Mit dem Linienbus fahren wir in die Lager. Die breite Straße, die wir entlang rollen, führt geradewegs zum Khyber-Pass, dann nach Jalalabad und weiter nach Kabul. Wir wollen aber nicht ganz so weit und verlassen das Gefährt nach zwanzig Minuten wieder.

Ich habe nicht das Gefühl, die Stadt verlassen zu haben. Stets waren Häuser am Straßenrand zu sehen gewesen.

Wir gehen auf einen Markt, auf dem Ziegenfleisch und Kartoffel ebenso angeboten werden wie Elektronikramsch aus China und nagelneue Mountainbikes mit 21 Gängen. „Alles geschmuggelt“, sagt mein Führer. „Außer den Ziegen und den Kartoffeln.“

Rund um den Markt wohnen und arbeiten Menschen, deren Geschäfte offensichtlich ganz gut gehen, in massiven, zweistöckigen steinernen Häusern. Die Gegend ist nicht luxuriös, aber auch nicht arm. Ich habe mir die Lager anders vorgestellt.

Ohne ein Wort zu sagen humpelt Qazi Rhaman flott und zielstrebig vor mir her, zweimal rechts ums Eck, dann Stiegen hinauf auf eine Terrasse und dann durch eine niedrige Tür in ein Teehaus im ersten Stock, mit Blick auf den Markt. Der Raum ist groß, hell und kahl. Gruppen von Männern sitzen auf Teppichen um kleine Tischchen herum und trinken Tee. Einige rauchen Wasserpfeifen.

Qazi Rhaman steuert auf eine Gruppe zu und spricht mit einem der Männer. Die beiden scheinen sich zu kennen. Mein Begleiter setzt sich an den Tisch und deutet mir, das selbe zu tun. Die Männer nicken mir freundlich zu und ich nicke freundlich zurück. Besondere Mühe gebe ich mir bei denen, die eine Kalaschnikow neben sich liegen haben. Sicher ist sicher.

Wir bleiben etwa eine viertel Stunde sitzen und trinken Tee miteinander. Die anderen plaudern angeregt, aber ich verstehe kein Wort. Qazi Rhaman scheint dem Mann, mit dem er zuerst gesprochen hat, zu erklären, wer ich bin. Plötzlich trinkt er seinen Tee aus, steht auf und verabschiedet sich. Ich erhebe mich auch, nicke den Männern noch einmal zu und denen mit den Gewehren noch ein zweites Mal, dann gehen wir.

„Sollten wir nicht zahlen?“ frage ich.

„Der Mann ist der Stammesführer, er regiert diesen Stadtteil. Wir sind seine Gäste.“

„Nett von ihm“, sage ich.

Qazi Rhaman wieselt vor mir her durch das Gewühl am Markt. „Wieso nett?“ fragt er. „Das ist das islamische Gastrecht. Wenn wir ihn darum bitten, muss er es gewähren.“

Ich verstehe. Oder auch nicht. „Und was heißt das?“ frage ich.

„Wir stehen jetzt unter seinem Schutz. Wenn uns etwas zustößt, kommt er nicht ins Paradies. Wer uns angreift, greift auch ihn an – und das wird niemand wagen.“

Während ich überlege, ob wir uns das nicht besser schriftlich geben lassen sollten, beginnt Qazi Rhaman, Interview-Partner zu suchen. Das stellt sich als sehr leicht heraus – hier jemanden zu fragen, ob er nach Europa will, ist in etwa so, als würde man bei uns jemanden fragen, ob er einen Lotto-Sechser machen möchte: Jeder sagt ja. Und so bewegen wir uns durch das Lager und reden mit jungen und nicht mehr ganz so jungen Männern. Je weiter wir uns vom Markt entfernen, desto schlechter werden die Unterkünfte. Die Häuser werden

ebenerdig, dann kommen Lehmhütten. Ab hier ist das Lager ein gigantisches, einfärbiges Labyrinth, in dem ich schnell die Orientierung verliere. Die Straßen sind nicht mehr asphaltiert und wenn man in die Seitengassen blickt, hat alles den selben, graubraunen Farbton: der Boden, die Hauswände, der Unrat, das Wasser im Straßengraben, die Kleidung der Männer und die Haut der Kinder... das ganze Elend ist lehmig. Nur hin und wieder sieht man eine hellblaue Burka.

Aber irgendwo hören die Lehmhütten auch wieder auf und dahinter beginnt die Zeltstadt, in der die neu Angekommenen, die Flüchtlinge des letzten Krieges, leben. Sie sind die Ärmsten der Armen. So habe ich mir die Lager vorgestellt. Aber dorthin sollten wir nicht gehen, meint Qazi Rhaman.

## **Eine Flucht nach Frankreich ...**

Am frühen Nachmittag haben wir mit einem Dutzend junger Männer gesprochen, die nach Europa gehen wollen. Einige berichten, sie hätten Verwandte oder Freunde, die es schon geschafft haben, und die ihnen helfen würden. Wie ernst das zu nehmen ist, ist schwer zu sagen. Qazi Rhaman hält die Jungen allesamt für Träumer.

Doch dann lernen wir in einem Telefon-Shop Arif Gul und Hassan Khan kennen. Die beiden sind Cousins und Freunde, 27 und 28 Jahre alt und für die Verhältnisse in den Lagern recht wohlhabend. Arif arbeitet in dem Telefon-Shop, der seinem Vater gehört. Hassan arbeitet vormittags als Lehrer und nachmittags in einem kleinen Lebensmittelladen ums Eck. Arif ist in Afghanistan geboren, Hassan in Pakistan, aber das ist nebensächlich. Die beiden sind vom Volk der Paschtunen, daraus beziehen sie ihre Identität. Welche Staatsbürgerschaft sie haben, ist ihnen weder so ganz klar noch wichtig.

Natürlich: Auch Arif Gul und Hassan Khan wollen nach Europa. Doch ihre Pläne sind durchaus glaubwürdig, denn sie haben die Reise schon einmal unternommen. In einem Restaurant erzählen sie mir die Geschichte ihrer ersten, gescheiterten Reise etwas mehr als ein Jahr zuvor.

Im Winter 2000/01, beschließt ihre Familie, den beiden intelligenten jungen Männern die Flucht zu ermöglichen. Sie sollen nach Großbritannien gehen, denn ihr Englisch ist ganz gut, und das, so denken sie, wird es ihnen leicht machen, Arbeit zu bekommen. Die Familienmitglieder legen alle Ersparnisse zusammen und nehmen Kredite auf. Stattliche 10.000 US-Dollar kommen auf diese Weise zusammen. Arif und Hassan versprechen, das Geld zurückzuzahlen, sobald sie einen Job gefunden haben.

„Wenn man sich in den Lagern ein wenig umhört“, erzählt Arif, „ist es nicht schwer, einen Vermittler zu den Schleppern zu finden. Man weiß ohnehin, wer die Leute sind.“

Schnell stellt sich aber heraus, dass die beiden nicht genug Geld haben. Bis nach England geschleust zu werden kostet mindestens 7.000 Dollar pro Person. Der Vermittler macht ihnen einen Vorschlag: Seine Organisation wird sie bis Frankreich bringen, dann müssen sie selbst versuchen, über den Ärmelkanal zu gelangen. Arif und Hassan willigen ein. Sie haben keine Ahnung, wie sie nach England kommen wollen. Sie haben ja nicht einmal eine Ahnung, was der Ärmelkanal ist. Aber sie haben auch keine andere Wahl.

Das Honorar wird einem Vertrauensmann übergeben. Erst wenn die Organisation ihre Zusage einhält und die beiden in Frankreich ankommen, bekommt sie es ausgehändigt. Ansonsten geht das Geld zurück an die Familien.

Ein paar Tage später geht es los. Ein Minibus bringt die beiden und andere Ausreisewillige in den Süden des Landes, nach Quetta. Die Stadt ist das Zentrum Belutschistans, einer öden Wüstenregion, die sich Pakistan, Afghanistan und der Iran teilen. Die afghanischen Flüchtlingslager rund um Quetta sind beinahe genau so groß wie die um Peshawar. Hier entstanden Anfang der Neunziger die Taliban, hier wurden sie vom pakistanischen Geheimdienst groß gemacht und gefördert, bis sie stark genug waren, in ihre Heimat zurückzukehren und sie zu erobern. Mit den bekannten Nebenwirkungen.

Offiziell gibt es nur eine Straße, die Quetta mit den iranischen Städten Zahedan und Bam am anderen Ende der Wüste verbindet. Doch die Einheimischen kennen viele Pfade und auf einem davon kreuzen Arif und Hassan die Grenze. Dann werden sie in ein Taxi gesetzt und einer langen, sehr langen Fahrt sind sie zwei Tage später in Teheran. Dort müssen sie einige Wochen in einer kleinen Wohnung warten, gemeinsam mit einem halben Dutzend anderer Männer. Dann geht es weiter an die türkische Grenze, mittlerweile bereits mit dem vierten Schlepper. Zu Fuß wandern sie mehrere Tage lang über die Berge, durch meterhohen Schnee, bald am Rande ihrer Kräfte. Der Schlepper hat nur wenig Proviant mitgenommen, sie essen winzig kleine Rationen und hungern. In den Nächten fürchten sie sich vor dem Erfrieren, während des Tages vor der Entdeckung durch die türkische Armee. Aber das Wetter arbeitet auch für sie, denn im Winter lassen sich die Grenzen schwerer kontrollieren als im Sommer. Das dichte Netz von militärischen Check Points an allen Straßen Kurdistans ist aber auch jetzt in Betrieb, und so muss die Gruppe weit in den türkischen Teil Kurdistans hineinwandern, bevor sie die Berge verlassen kann.

Schließlich, in einer Stadt, deren Namen sie nie erfahren, bringt sie der Schlepper zum Busbahnhof und kauft ihnen ein Ticket nach Istanbul. Dort empfängt sie der nächste Mann und bringt sie in die nächste kleine Wohnung, wo sie wieder warten.

Dann folgen einige Tage, die Arif und Hassan nicht mehr genau rekonstruieren können. Mal werden sie auf einem LKW unter der Ladung versteckt, dann mit einem Auto, ein anderes Mal mit einem Minibus transportiert. Manchmal müssen sie weite Strecken zu Fuß gehen, einmal einen Fluss durchwaten. All das immer bei Nacht. Tagsüber werden sie in Wohnungen und Häusern versteckt und dürfen nicht ins Freie. Die Schlepper wechseln, nicht alle sprechen Englisch, und die, die es tun, geben nicht gerne Auskünfte. Die beiden Flüchtlinge wissen nicht, wann sie sich innerhalb eines Landes bewegen und wann sie eine Grenze überschreiten, geschweige denn innerhalb welchen Landes oder über welche Grenze. Sie sind ausgeliefert, können nur tun, was man ihnen sagt und geschehen lassen, was man mit ihnen macht.

Doch irgendwann, nach zehn oder zwölf Tagen, hat der Spuk ein Ende. „Wir sind in Frankreich“, sagt ihr aktueller Schlepper und deutet auf das Telefon in der Ecke des Zimmers. Arif ruft im Geschäft seines Vaters an und gibt Bescheid, dass die Organisation ihre Leistung erbracht hat: Sie sind in Europa. Der Vater freut sich und verspricht, sofort das Geld beim Vertrauensmann freizugeben. Wie es denn aussieht in Europa, will er noch wissen. Arif kann keine Auskunft geben. Er hat noch nichts gesehen.

### **... vermutlich**

Der Schlepper geht, Arif und Hassan bleiben zurück, nun auf sich allein gestellt. Ein paar Tage können sie noch in der Wohnung bleiben und genau das tun sie. Wenn sie durch die Gardinen verstohlen aus dem Fenster blicken, sehen sie eine Welt, die ihnen völlig fremd ist. Sie haben Angst, vor die Tür zu gehen und sich zu verraten. Also tun sie nichts und warten, ohne zu wissen, worauf.

Nach drei Tagen beschließen sie, dass es so nicht weiter gehen kann. Wenn sie nach England wollen, müssen sie erst mal aus dieser Wohnung raus. Gegenüber ist ein Cafe, das Tische im Freien hat. Arif und Hassan haben Menschen dabei beobachtet, wie sie dort sitzen, sich mit Freunden treffen, sich unterhalten. Das kann nicht so schwer sein, denken die beiden, dabei kann man nichts falsch machen. Also gehen sie hinunter und setzen sich an einen der Tische. Die Kellnerin kommt. Sie spricht kein Englisch, aber die beiden schaffen es, Tee zu bestellen.

Dann sitzen sie da und beobachten die Straße, bei Tageslicht, völlig ungeschützt.

Sie fühlen sich nicht wohl und reden kein Wort und fühlen sich deswegen noch weniger wohl. Zwei Männer, die im Kaffeehaus sitzen und sich anschweigen... Sie haben Angst, gerade deswegen aufzufallen. Weil sie nicht als Pakistanis erkannt werden wollen, wagen sie nicht, Paschtu zu sprechen. Dass mit nahezu hundertprozentiger Sicherheit niemand hier ihre Muttersprache erkennt, wissen sie nicht. Aus Furcht, belauscht zu werden, trauen sie sich auch nicht, Englisch zu reden.

Also tun sie so, als würden sie eine Unterhaltung in einer anderen Sprache führen und brabbeln Phantasieworte vor sich her. Das soll gleichzeitig unauffällig und unbelauschbar sein.

Die Idee war vermutlich so schlecht, wie sie klingt: Nach einigen Minuten tritt ein Polizist an ihren Tisch. Er will ihre Papiere sehen. Sie wissen nicht, woher er gekommen ist, wer ihn gerufen hat und warum. Arif und Hassan haben keine Papiere und werden verhaftet. Auf der Polizeiwache geben sie an, nach England zu wollen um dort Arbeit zu suchen. Sie geben zu Protokoll, daheim nicht politisch verfolgt zu werden. Sie suchen nicht um Asyl an. Die beiden wissen nicht, dass sie keinerlei Chance haben, England jetzt noch zu erreichen.

Sie werden in die Türkei abgeschoben, dort sofort in ein Flugzeug gesetzt und nach Teheran gebracht. Beim Verhör dort behaupten sie, afghanische Staatsbürger zu sein und vor dem Krieg zu fliehen. Sie glauben, sie hätten dazugelernt. Der iranische Beamte fragt sie noch einmal: „Afghanen oder Pakistanis? Ihr könnt euch aussuchen, wohin wir euch abschieben.“ Da fällt ihnen nicht schwer, sich doch dafür zu entscheiden, Pakistanis zu sein.

Am nächsten Tag landen sie in Islamabad. Ein paar Stunden später spuckt sie der Bus in Peshawar aus, dann müssen sie der Familie unter die Augen treten. Das Beschämende dabei ist nicht, dass man sie erwischt hat, sondern dass es schon nach fünf Minuten passiert ist. Die beiden haben nichts, aber schon rein gar nichts, von Europa gesehen. Und damit auch nichts zu erzählen vom gelobten Land.

Die Geschichte ist zu Ende, aber ich frage noch mal nach.

„Durch welche Länder seid ihr zwischen der Türkei und Frankreich gekommen?“

„Wir wissen es nicht.“

„Dann Schritt für Schritt. Was war das erste Land nach der Türkei?“

„Das wissen wir auch nicht.“

„Und wie habt ihr die Schengengrenze überquert?“

„Schengengrenze?“

Ich vereinfache. „Die Europäische Union. Wie seid ihr eingereist? Zu Fuß, auf einem Lkw? Und in welches Land?“

„Das wissen wir nicht. Es waren so viele Transporte, wir haben keine Ahnung, ab wann wir in Europa waren“, sagt Arif.

„Welche Länder gehören zur EU?“ fragt Hassan Khan, der Lehrer.

Jetzt bin ich endgültig verblüfft. Hassan ist weder Analphabet noch zu arm oder zu dumm, um irgendwie an einen Atlas heranzukommen. Ich hätte gedacht, dass es vor einer solchen Reise das mindeste ist, auf die Karte zu sehen. „Ihr müsst über Griechenland, Italien, Österreich oder Deutschland eingereist sein“, antworte ich.

Hassan schüttelt den Kopf. Das sagt ihm nichts.

„Wisst ihr, wie Französisch klingt?“ frage ich.

Nein, das wissen sie nicht. Und sie kennen auch Italienisch, Griechisch oder Deutsch nicht, genau so wenig, wie sie wissen, wie eine slawische Sprache klingt. Sie haben keine dieser Sprachen jemals geschrieben gesehen, wissen also nicht, ob die Karte im Café in einer davon verfasst war. Sie haben ihren Tee mit US-Dollar bezahlt und sind nie dazu gekommen, lokale Währung zu wechseln. Sie haben von der Abschiebung keine Unterlagen. Stempel im Pass haben sie natürlich schon gar nicht – sie haben keinen Pass.

„Seid ihr euch sicher, dass ihr überhaupt in Frankreich wart?“ frage ich. Theoretisch könnte sie der Schlepperring tagelang im Kreis durch Bulgarien gezerrt haben und sie hätten es nicht gemerkt.

Langsam wird es spät. Qazi Rhaman drängt zum Aufbruch, er will zum Abendgebet wieder in „seine“ Moschee. Wir verabschieden uns also und Hassan sagt: „Wir werden es wieder versuchen, dann kommen wir dich besuchen!“

Im klapprigen Bus zurück zahle ich Qazi Rhaman das vereinbarte Honorar für seine Arbeit und bedanke mich.

Er lächelt verschmitzt in seinen weißen Rauschebart. „Ich glaube, ich kann noch etwas für Euch tun. Jetzt, wo ich mir sicher bin, dass Ihr nicht für die CIA arbeitet.“ Aber was er für mich tun kann, will der alte Mann nicht sagen.

Zwei Tage später, als ich vom Frühstück in einem Teehaus zurück ins Hotel komme (inzwischen fühle ich mich in der Stadt schon recht wohl), wartet Qazi Rhaman in der Rezeption.

„Ich kenne einen Mann, den Ihr treffen solltet. Ich habe ihm erzählt, wofür Ihr Euch interessiert und welche Fragen Ihr stellt“, sagt er. „Er ist bereit, ein Interview zu machen.“

„Will er auch nach Europa fliehen?“ frage ich.

„Nein. Er bringt andere Menschen dort hin.“

„Ein Schlepper?“

„Ein Geschäftsmann und ein Oberhaupt in meinem Dorf“, sagt Qazi Rhaman. „Wir treffen ihn in zwei Stunden, ich habe schon befürchtet, Ihr würdet nicht kommen.“

## Der Mann mit der Augenklappe

Zwei Stunden später betreten wir in Peshawars bestem Viertel ein Restaurant. Es ist groß und abgedunkelt, wohl wegen der Mittagshitze. Eine Handvoll Männer sitzt verstreut darin, die meisten trinken Tee oder sehen gelangweilt fern. Am Spielfilm-Kanal HBO kämpft gerade Wesley Snipes mit ein paar Bösewichten.

Qazi Rhaman geht auf einen allein am Tisch sitzenden Mann zu. Er ist Mitte fünfzig, bullig, trägt weder Turban noch Vollbart – aber dafür eine Augenklappe und eine lange Narbe über die Wange. Wie ein Bösewicht in einem Film, aber gegen ihn sehen die Gegner von Wesley Snipes ausgesprochen harmlos aus. Fast erwarte ich, dass er mir ein Angebot macht, dass ich nicht ablehnen kann.

Aber vorerst bietet er mir nur einen Stuhl an und bestellt eine Runde Tee.

„Danke, dass sie sich für mich Zeit nehmen“, sage ich. „Qazi Rhaman hat mir erzählt, dass Sie Menschen helfen können, die nach Europa reisen wollen.“

Ich bin nervös und formuliere sehr vorsichtig. Aber es war wohl doch zu forsch. Mein Gegenüber verzieht den Mund und sagt etwas zu Qazi Rhaman, die beiden unterhalten sich kurz. Spricht der Mann etwa nur Paschtu? frage ich mich. Da wendet er sich mir zu und sagt in perfektem Englisch: „Wollen Sie sich nicht zunächst vorstellen und mir erklären, warum Sie mit mir sprechen wollen?“

Ich spüre, wie ich rot werde. „Entschuldigung“, murmle ich. „Ich dachte, Qazi Rhaman hätte das gemacht.“

„Das hat er“, sagt der Mann. „Aber ich will es von Ihnen hören.“

Er will wohl von Anfang an klar stellen, wer hier die Regeln bestimmt. Also stelle ich mich vor und erkläre, dass ich an einer Reportage über Flüchtlinge arbeite.

„Darf ich Ihren Reisepass sehen?“ fragt er dann. Ich habe wohl nicht viel Wahl, wenn ich dieses Interview machen möchte. Der Mann wirft nur einen Blick darauf, dann gibt er ihn mir zurück.

„Gut. Mein Name ist ...“, sagt er. „Ich bin ein gottesfürchtiger Mensch und ich lüge daher nie. Das ist mein richtiger Name, aber Sie werden ihn nicht schreiben.“

Versprochen.

„Was wollen Sie wissen?“

„Bringen Sie Menschen außer Landes?“

„Ich kenne Leute, die das tun.“

Die Art, wie er das sagt, bedeutet: Ich *habe* Leute, die das tun, aber ich selbst mache mir die Hände nicht schmutzig.

„Auf welchem Weg?“

„Es gibt viele Wege. Meistens über den Iran und die Türkei. Manchmal über Usbekistan und Russland. Manchmal mit dem Flugzeug in die Ukraine. Manchmal mit dem Schiff nach Belize.“

„Belize?“ Das kleine Land liegt südlich von Mexiko an der amerikanischen Karibikküste.

„Ja. Für Menschen, die in die USA wollen. Aber das sind nicht viele.“

„Was kostet es, nach Europa zu reisen?“

„Nach Bulgarien etwa 2000 Dollar“, sagt der Mann. „Dann wird es teuer. Bis in ein Schengen-Land kostet es zwischen 4.000 und 6.000 Dollar. Nach Großbritannien noch mehr. Da ist es besser, man kauft einen Pass und fliegt. Das ist nicht mehr viel teurer, etwa 10.000 Dollar.“

„Mit einem gefälschten Pass?“ frage ich.

„Nein, der Pass ist echt. Das Foto ist falsch.“

„Wie bekommen Sie die Visa?“

„Welche Visa?“

„Sie brauchen doch das Visum eines EU-Staates in einem pakistanischem Pass, damit Sie ins Flugzeug dürfen..“

Der Mann lacht. „Nein. Wir reden hier von EU-Pässen. So wie Ihrem.“

Ich nehme meinen Pass zur Hand, öffne ihn. „Die sind doch angeblich fälschungssicher.“

Jetzt lacht mein Gegenüber wirklich. „Oh ja.“

„Sind sie das nicht?“ frage ich.

„Ich weiß nicht. Vermutlich wird das schon so sein. Die Leute arbeiten hier mit recht primitiven Mitteln, wenn sie die Fotos austauschen. Damit kommt man in Europa durch keine Kontrolle. Das ist aber auch nicht nötig. Es reicht, hier in Pakistan durchzukommen und dafür lässt sich sorgen. Am Zielflughafen vernichtet man den Pass und wartet ein paar Stunden. Das erschwert es den Behörden herauszufinden, mit welcher Maschine und unter welchem Namen man gereist ist. Man wartet mindestens so lange, bis die Maschine mit dem man gekommen ist wieder weg ist – damit man nicht gleich wieder damit zurückgeschickt wird.“

„Und dann?“

„Dann spricht man jemandem vom Sicherheitspersonal an und bittet um politisches Asyl.“

Ich bin verblüfft. „Das klingt einfach.“

„Es wird immer schwerer“, sagt der Mann. „Ich war früher ein hoher Beamter am Flughafen in Karachi. Bevor mir dieser Unfall passiert ist...“ Er deutet auf die Augenklappe. „Damals hat das sogar mit Pässen funktioniert, bei denen nicht einmal die Fotos ausgetauscht wurden. Oder mit billigen Nachdrucken. Aber die Europäer machen viel Druck auf unsere Behörden. Manchmal fällt es mir bereits trotz meiner Kontakte schwer, jemandem einen Gefallen zu vermitteln. Deswegen ist ein Reisepass wie Eurer viel Geld wert.“

„Wieviel?“

„Ungefähr 5.000 Dollar“, sagt der Mann. „Die Hälfte dessen, was die ganze Reise nach England kostet. Ihr braucht ihn nur als gestohlen zu melden.“

Ist das jetzt das Angebot, das ich nicht ablehnen kann? Der Pate sieht mir wohl an, dass ich mich unwohl fühle und wechselt das Thema.

Er erzählt von seiner eigenen Reise nach London, legal und zum Shopping. Dann plaudern wir über das Leben im Westen und in Pakistan und all die Unterschiede. Es wird noch ein ganz nettes Gespräch, aber wir schneiden das Thema mit dem Pass nicht mehr an und nach etwa einer Stunde verabschiede ich mich von dem Mann mit der Augenklappe und von Qazi Rhaman. Ich bin zufrieden.

Am nächsten Tag mache ich mich auf die lange Reise nach Europa. Dabei werde ich ungefähr der Route folgen, die Hassan Khan und Arif Gul genommen haben, und die laut dem Mann mit der Augenklappe auch die am häufigsten genutzte ist: Um Afghanistan herum in die südpakistanische Provinz Belutschistan, von dort durch die Wüste in den Iran, dann nach Norden bis zur türkischen Grenze, durch die Berge Kurdistans in die Westtürkei bis nach Istanbul. Als Staatsbürger eines EU-Landes habe ich gegenüber Hassan und Arif einen Vorteil: Entlang der 7.000 Kilometer langen Strecke wird mich niemand aufhalten wollen. Im Gegenteil, ich und vor allem meine Euro-Scheine werden überall hoch willkommen sein.

## **Die Wüste Belutschistans**

Belutschistan ist eine karge Region, die sich über den Südosten Pakistans und den Südwesten des Iran erstreckt. Die Grenze zwischen den beiden Staaten ist ein historischer Zufall, sie zeichnet die maximale Ausdehnung des britischen Kolonialreiches nach. Für die Belutschen ist sie von geringer Bedeutung, die Nomaden bewegen sich ohne Pass und ohne Kontrollen zwischen den beiden Ländern. Rebellengruppen kämpfen auf beiden Seiten um die Unabhängigkeit und Vereinigung ihrer Heimat, aber das wohl eher sporadisch. Mehr als

gelegentliche Graffitis an den Hauswänden und Militärkontrollen entlang der Hauptstraße merkt man als Reisender davon nicht.

Die Hauptstraße, das ist ein schmales Band Asphalt, das von der Stadt Quetta beinahe kerzengerade durch die Wüste zur Grenze führt. Afghanistan liegt nur ein paar Dutzend Kilometer im Norden, die Arabische See achthundert Kilometer im Süden. Die Kontrolle des pakistanischen Militärs beschränkt sich auf die Straße, die Küste und die größeren Orte dazwischen. Die Wüste gehört den Einheimischen.

Man kann mit einem Bus (mit Klimaanlage!) nonstop von Quetta bis zur Grenze rauschen, aber irgendeinen Ort dazwischen zu erreichen, ist äußerst schwierig. Die Armee ist auch nicht hilfreich, denn das Gebiet ist gefährlich: Zu Rebellen und Flüchtlingen gesellen sich in der Wüste auch noch Drogenschmuggler. Der Wall Street Journal-Korrespondent Daniel Pearl wurde nur wenige Wochen zuvor ermordet und ein zweiter toter Journalist ist nicht im Interesse der Militärs, Ich bin auch ganz ihrer Meinung.

Der Zufall kommt mir zu Hilfe. Ich lerne zwei Pärchen kennen, Deutsche und Briten, die mit Wohnmobilen auf der Rückfahrt von Indien sind. Sie sagen zu, mich zur Grenze mitzunehmen. Dann hat einer der Wagen einen Defekt und wir quälen uns einige Tage durch die Wüste, müssen immer wieder längere Reparaturpausen in kleinen Dörfern und an Checkpoints machen. Dabei kann ich ungezwungen sowohl mit Einheimischen als auch mit einfachen Soldaten reden.

Sie bestätigen mir, was Hassan und Arif berichtet haben: Dass die Grenzlinie nur am Papier existiert. Viele Menschen hier haben Verwandte im Iran und wenn sie die besuchen wollen, dann fahren sie einfach drauf los. Ohne Grenzübergang und ohne Kontrollen. Die Kamelhirten ziehen das ganze Jahr von Oase zu Oase, ohne sich um solche Verwaltungsfragen zu sorgen. Jemanden in den Iran zu bringen sei kein Problem, versichern sie. Das Wort Schmuggel verstehen sie im Zusammenhang mit Menschen nicht: Geschmuggelt werden Drogen. Menschen fahren einfach hinüber. Ein Kaufmann bietet mir an, mich in den nächsten Tagen mitzunehmen, aber ich muss ablehnen: Ich brauche den iranischen Einreisestempel.

Nach vier Tagen erreichen wir die Grenze und verpassen um wenige Minuten die Öffnungszeiten. Wir müssen in der Zollstation auf den nächsten Morgen warten. Nach vier Nächten im Wohnmobil lege ich mich zum Schlafen im Freien auf eine Holzbank, um meine Gastgeber nicht weiter zu stören. Soldaten kommen, filzen mich, filzen mich noch einmal, bieten mir zunächst eine Zigarette an und dann, dass ich in der Kaserne zu Abend essen und

übernachten könne. Sie wollen ein wenig mit mir plaudern und ihr Englisch aufpolieren. Es tut sich wohl meist nicht viel hier.

„Wann öffnet die Grenze wieder?“ frage ich sie.

„Für die LKWs und die, die Papiere brauchen, um sechs Uhr“, sagt einer. „Die anderen gehen zu Fuß herum.“

Die offene Grenze ist hier wirklich kein Geheimnis.

## Die Berge Kurdistans

Die nächsten Soldaten, mit denen ich spreche, sind 3.500 Kilometer entfernt hinter der türkisch-iranischen Grenze stationiert. Der Unterschied könnte nicht größer sein. Bis an die Zähne bewaffnet holen sie mich und zwei Dutzend andere Reisende aus dem Minibus, der uns vom Grenzübergang in die nächste Stadt bringt. Unfreundlich kontrollieren sie unsere Ausweise. Für mich interessieren sie sich nicht, aber zwei Männer dürfen nicht weiterfahren, obwohl sie türkische Identitätskarten haben. In den nächsten Tagen erlebe ich solche Kontrollen öfter, praktisch bei jeder Autofahrt. Immer wieder werden Verdächtige aus den Bussen geholt, aber stets sind es Kurden, nie illegale Einwanderer.

Ich versuche, Interviews mit den Soldaten zu machen, beiße aber auf Granit. Ich brauche eine Genehmigung. „Wo bekomme ich die?“ frage ich. In Van, sagt ein Soldat. In Erzurum, sagt ein Zweiter. In Ankara ein Dritter.

Letztlich geht es auch ohne Genehmigung und damit ohne Kontrolle von oben. Im Bus nach Van sitze ich neben einem Soldaten, der einige Tage frei hat und seine Familie in Ankara besuchen will. Mehmet ist 27, hat Jus studiert und leistet gerade seine Wehrpflicht ab. Er ist ein intelligenter, ausgesprochen netter Typ mit sanfter Stimme. Ich weiß während der ganzen Fahrt nicht, wie ich es vor mir selbst rechtfertigen soll, dass mir ein Besatzungssoldat sympathisch ist. Da schwanken Weltbilder...

Mehmet sagt, dass sich in den letzten Jahren der Aufgabenbereich des türkischen Militärs in der Region geändert hat. Früher ging es ausschließlich darum, den kurdischen Widerstand und seine Sympathisanten zu kontrollieren. Mehmet sagt nicht „Widerstand“, sondern „Terroristen“. Dieses Wort ist seit ein paar Monaten sehr modern. Im ersten Irak-Krieg hatte das Militär die Grenzen gesperrt und Hunderttausende irakische Kurden, die auf der Flucht vor Saddams Rache waren, abgewiesen. Die Westmächte haben damals die Flugverbotszone und einen autonomen Nordirak geschaffen – die einzige Möglichkeit, die Flüchtlinge im Land zu behalten.

Als ein paar Jahre später der PKK-Führer Abdullah Öcalan gefangen wurde, ließ der kurdische Widerstand in der Türkei deutlich nach. Das Militär blieb aber omnipräsent. „Die Türkei will in die Europäische Union“, sagt Mehmet. „Und unsere Regierung weiß, dass sie dazu die Grenzen dicht machen muss.“

Mit Fußpatrouillen und Hubschraubern wird im kargen, unwegsamen Hochland nach illegalen Einwanderern gefahndet, die aus dem Iran oder dem Irak kommen. Checkpoints noch an der entlegensten Bergstraße zwingen die Flüchtlinge, tagelang jede Straße zu meiden und über das offene Gelände zu marschieren. Dabei riskieren sie ihr Leben.

Kurdistan ist der schönste Teil meiner Reisstrecke. Inzwischen ist es Ende April, die Temperaturen sind angenehm kühl, der Schnee schmilzt langsam und die Täler sind beinahe kitschig grün. Dazu der Berg Ararat, der türkise, alkalihaltige Van-See, die beinahe unberührte Landschaft, in der vereinzelt Schafhirten mit ihren Herden wandern... Doch solche Schwärmereien kann sich nur ein westlicher Reisender erlauben.

„Im Winter hat meine Einheit im tiefen Schnee eine afghanische Familie entdeckt, die ihren Schlepper verloren hatte“, erzählt Mehmet. Fünf Erwachsene und drei Kinder waren orientierungslos durch den Schnee gestapft, bis sie vor Erschöpfung aufgeben mussten und auf den Tod warteten. Als die Soldaten sie fanden, lebten nur noch ein junger Mann und ein fünfjähriges Mädchen, seine Nichte. Die Kleine hatte schwere Erfrierungen und wurde ins Krankenhaus gebracht, wo ihr die Ärzte alle Finger und Zehen amputierten. Den Onkel sperrte man in eine Zelle. Als das Mädchen reisefähig war, wurden beide abgeschoben. „Nach Pakistan, glaube ich“, sagt Mehmet.

Für die Flüchtlinge auf dieser Route ist Kurdistan der gefährlichste Teil der Strecke. Wenn sie die Berge verlassen, sind es nur noch wenige Stunden Autofahrt bis Istanbul. Und dann stehen sie an der Grenze zur Festung West.